Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 11

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Kulturelle Umschau ★

Zürcher Schauspielhaus

Shakespeare «Der Sturm» — Nestroy «Der Talisman»

Im *«Sturm»* schaute Shakespeare das Wunderbare seiner Kunst, schaute aber auch wie selten einer die Grenzen der Kunst und das Land der Gnade. Drei Bereiche läßt er ineinander spielen: die Wunderkräfte der Natur, den Menschengeist, das Menschenwort, das die Natur zwingt, die göttliche Gnade, in der der Mensch geborgen ist.

Ariel ist der Luftgeist, der unsichtbar wirkende oder in immer neuen Gestalten erscheinende und entgleitende. Er ist der wütende Sturm, der das Schiff zu zerstören droht, so daß der König von Neapel und sein Gefolge lieber ins Wasser springen; er ist die Welle, die sie heil an Land trägt, ohne sie zu nässen; er ist die Musik, die sie führt, der Schlaf, dem sie sich ergeben; dem König und seinem Gefolge, die dem Scheine leben, spiegelt er die reichen Gaben der Natur vor, um sie vor den zugreifenden Händen der Hungrigen und Dürstenden sich in Luft auflösen zu lassen; ihnen erscheint er als furchterregende Harpyie und spiegelt den menschlich Schuldigen die gerechte Vergeltung der Natur vor, die dem König den Sohn geraubt habe; diesem Prinzen aber und Miranda, den Reinen, erscheint er als Ceres und offenbart ihnen Schönheit und Reichtum der Natur; allgegenwärtig wie die Luft wendet er alles Planen zum Guten. Caliban dagegen ist die untere Natur, ein Ungeheuer, nicht gestaltenreich, aber in vielen Gestalten starrend, aus wüsten Träumen erschaut; seine böse Stumpfheit verschwört sich mit der Dummheit (Stephano und Trinculo) gegen den Geist, der ihn bändigt; Ariel führt die drei aber in ihr eigenstes Element, den Morast.

Sie beide sind Prospero untertan, sind «Geister, die mein Wissen / aus ihren Schranken rief, um vorzustellen, / was mir gefällt». Prospero, ehemals Herzog von Mailand, von seinem Bruder seines Herzogtums beraubt, mit seiner Tochter und seinen wertvollen Büchern auf die Insel verschlagen, hat sich die auf der Insel wirkenden Naturgeister mit seinem Wissen dienstbar gemacht. Dank ihrer hat er Macht über die Menschen. Aber diese Macht ist nicht übermenschlich, sie ist höchstes vergeistigtes Menschentum. Es ist die demütige Hingabe an die Natur, das schweigende Lauschen und Betrachten, welches ihm ihre Geister erschlossen hat. «Kein Mund! ganz Auge! Schweigt», sagt er zu Ferdinand und Miranda, bevor er ihnen den Reichtum und die Schönheit der Natur schaubar macht. Demut ist der Grund seiner Herrschaft. Eng sind ihre Grenzen; er erbaut sie sich in menschlichen Ordnungen, wenn er Ariel, nachdem er ihn vom Fluch der Hexe Sycorax erlöst hat, sich nur auf Zeit verpflichtet und ihm die Freiheit verspricht; Ariel mahnt seinen Herrn gleich zu Anfang an dieses Versprechen; es ist eines der Spannungsmomente, daß die Pläne Prosperos sich verwirklichen müssen, bevor es Abend wird, weil er Ariel dann freigeben muß. Auch der räumliche Bereich seiner Macht ist eng: er beherrscht nur die nahen Küstengewässer und die Insel; das höhere Geschick muß ihm günstig sein, muß ihm das Schiff des Königs in

seinen Machtbereich senden. Jetzt wühlt er durch seinen Ariel die See auf, nötigt den König und sein Gefolge auf die Insel, wo er sie im Glauben, den Prinzen verloren zu haben, und mit Zauber und Blendwerk in die enge Einsamkeit ihrer Schuld führt, in den Zauberkreis seiner menschlichen Größe bannt. Den Prinzen Ferdinand läßt er unterdessen seiner Tochter Miranda begegnen, um damit an die dritte Grenze seiner Macht anzustoßen, die Grenze der Macht über den Menschen; dieselbe Grenze, an die er am Schlusse kommt, als er sich seinen einstigen Feinden zeigt.

Da bedarf Prospero-Shakespeare des Höheren, das nicht dem Herrscher, auch nicht dem im Geiste Herrschenden sich schenkt, sondern nur dem der Gnade und der Liebe Würdigen; er überschreitet das menschliche Reich zum Göttlichen hin. Als Ferdinand und Miranda einander begegnen, da vermag nicht Prospero es, daß sie einander wunderbar sind; er kann es nur wünschen und ihre Verzauberung durch die Liebe nur prüfen; wenn er sie dann zusammengibt, bleibt ihm nichts, als den Segen des Himmels zu erbitten. Und als Prospero den König und sein Gefolge aus ihrem Banne löst und sich den Staunenden zeigt, da kann er ihnen aus seinem hohen Menschentum heraus verzeihen; nachdem er jedoch seine Helfer entlassen, die Natur sich selbst zurückgegeben hat, bleibt ihm nichts, als die göttliche Gnade zu erflehen, welche allein das Gemüt seiner Feinde lenken, welche allein ihm gnädig sein kann. Des Menschen Wort, das sich die Erde untertan macht und auf ihr die Welt des Scheins erbaut, muß endlich sich auf das Wort berufen, das am Anfang war. So ründet erst Prosperos Epilog das Werk, weshalb er wohl trotz oft geäußerter stilistischer Bedenken als echt betrachtet werden muß.

Soweit ein unzulänglicher Versuch, des Unerschöpflichen im «Sturm» habhaft zu werden. Er bezweckt nur, auf das Werk hinzuweisen und zum Lesen, zum Lesen aufzufordern, weil die Aufführung des Schauspielhauses dem Werk nicht nahezukommen vermag.

*

«Der Talisman» ist unter *Nestroys* bedeutenden Werken wohl das dichteste und dichterischste. Jedes Wort aus dem Munde des Titus Feuerfuchs ist ziseliert, setzt mit einer leicht übertreibenden Nuance die Dinge in ein bezauberndes Licht. Nestroy nützt die Worte, sie aus ihrer ersten Bedeutung herauszuwickeln, in reiche Beziehungen zu stellen. Nicht Wortwitze ergeben sich ihm, sondern höchste Wortkunst; das Gespräch ist nicht eigentlich witzig, wohl aber geschliffen, spielerisch, bezaubernd. So sagt Feuerfuchs: «Es war der erste Fasan, dem ich die letzte Ehr' angetan hab'; mit diesem Biegel ist seine irdische Hülle in der meinigen begraben». Oder: «Oh, der Anzug hat nur zu viel Gärtnerartiges, er is übersä't mit Fleck', er is aufgegangen bei die Ellbögen und an verschiedenen Orten; weil ich nie ein Paraplü trag', wird er auch häufig begossen, und wie er noch in der Blüte war, hab' ich ihn oft wie eine Pflanze versetzt». Wenn er zum Friseur, dem eben die Pferde durchgegangen sind, sagt: «Belieben vielleicht eine Verrenkung zu empfinden?», so liegt darin nicht nur der Charakter des Titus, in welchem das Zuvorkommende nicht vom Vorlauten zu scheiden ist, sondern es ist auch das Glück der Nestroy'schen Sprache spürbar.

Leuchtturm! Rote Rub'n! Brandstifter! — mit diesem Schimpf im Rücken und der Schande seiner roten Haare auf dem Kopf wird Titus durch die Welt geschubst. So fliegt *Hans Putz* (als gern gesehener Gast an unserer Bühne) von links in den Bühnenraum herein, mit Armen und Beinen bemüht, das Gleichgewicht seines Körpers und seiner Seele wiederherzustellen. Fürs erste sorgt ein Pfündlein Brot, das er sich von der ebenfalls rotgeschopften und deshalb im Dorf verschupften Salome (*Grete Heger* als Gast) erbettelt, fürs zweite eine schwarze Perücke, die

ihm der Friseur, dem er die Pferde zum Stehen brachte, schenkt. Jetzt beginnt seine Karriere: seine schwarzen (und nach einem Perückenwechsel blonden) Haare zusammen mit dem Talent zu bezaubern, öffnen ihm die Pforten, die Anstellungen, die Herzen. Titus wird Gärtner und Geliebter der Gärtnerin, dann Jäger und Geliebter der Kammerfrau, dann Literat und Beau der Gutsherrin, bis seine wahre Haarfarbe verraten und er verjagt wird. Jetzt hilft nur noch das Geld, das ihm sein reicher Vetter vermachen will, weil Titus über Nacht — in der letzten Perücke — grau geworden ist. Titus verändert sich durch alle diese Wandlungen seines Schicksals hindurch kaum; so leicht, wie ihm die Perücken aufsitzen, so oberflächlich paßt er sich seiner neuen sozialen Umwelt an: mit den Kleidern der jeweils verstorbenen Gatten und einer etwas gespreizteren Redeweise. So ist Hans Putz ein magerer, durch die Demütigungen der Menschen in der Hüfte geknickter, abgerissener Windbeutel mit flinkem, nie verlegenem Mundwerk. Wenn wir einem zeitgenössischen Aquarell glauben dürfen, kommt er damit Nestroys Verkörperung der Figur sehr nahe. Seine leicht geknickte Haltung behält er fast durchgehend bei, doch wechselt sie ihren Charakter, wird zur untertänigen Geste des Stellensuchers, zur werbenden Zuneigung des Umworbenen, zum nachdenklichen Schreiten des pflichtbeladenen Jägers, zum bedenklichen Meinung-Äußern des Literaten; so findet Putz einen glücklichen Weg, den Titus fast unmerklich zu wandeln und doch den Feuerfuchs stets durchschauen zu lassen. Aber auch in der wienerischen Diktion, im Bringen der Couplets ist sein Titus eine sehr schöne Leistung. Ihr kam Grete Hegers Salome durchaus gleich.

Margaret Carl, Angelica Arndts und *Traute Carlsen* gaben den drei entflammten Witwen je besonderes Profil. *Willem Holsboer* war ein aalglatter Friseur. Regie: *Gustav Manker.*

Oscar Vogel

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminiert und fresko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laster, alle verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Ökonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses alles, in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Elend um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, sage ich — und was sollten die Waren nicht, wenn man den Verkäufer höret? Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen der Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte?

Schiller in «Über das gegenwärtige deutsche Theater»